

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 58 (1954-1955)

Heft: 7

Artikel: Es geschah in einer Neujahrsnacht...

Autor: Scherer, Joh. P.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667003>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es geschah in einer Neujahrsnacht...

von Joh. P. Scherer

Es geschah in einer Neujahrsnacht. Hoch im Gebirge. Hier lagen wir, krank und voller Sehnsucht. Hier warteten wir, Nachbarn des Todes.

Ich erinnere mich so gut:

Wir liegen im Freien. Auf Liegestühlen, die wie dunkle Boote durch die Nacht treiben, während die Zeit träg wie gestandenes Wasser an uns vorbeifliest.

Fern, über einer Bergspitze, hängt ein Stern. Er flimmert matt durch den dunstigen Schleier des Himmels. Solche Nächte sind getränkt mit Schwermut und trübem Erinnern. Die Nacht liegt wie ein schwarzes Tuch um uns.

Aber auf einmal werden im nahen Haus die Lichter angezündet, und als ob diese Lichter buntes Leben geweckt hätten, flattern frohes Lachen und helle Stimmen zu uns. Das sind die Glücklicheren, die aufstehen und gemeinsam Neujahr feiern dürfen. Wir müssen liegen.

Neben mir ruht ein Mann. Etwa fünfunddreißig Jahre alt. Seit einem Monat ist er bei uns. Auch ihn hat die Krankheit plötzlich überfallen. Aber er hat sich ihr noch nicht ergeben. Hilflos zappelt er in den Netzen seines Leidens; angstvoll fragt er, was alle fragen, bevor die Krankheit sie besiegt hat: Warum gerade ich?

Und weil ihm darauf keine Antwort wird, hüllt er sich in die Verzweiflung wie in einen schweren Mantel und ist allein. So ist dieser Mann. Immer still. Immer in sich gekehrt. Und immer verzweift nach dem Sinn der Krankheit suchend.

Aber in dieser Nacht, die eine Nacht ist wie viele, und die uns doch tiefer und drängender scheint; als uns nichts erreicht als das Flimmern eines fahlen Sterns, matte Lichter und zerflatternde Stimmen, in dieser Nacht, die voll ist von Erinnerungen, beginnt er zu reden. Da fliest sein Mund über, wie bei allen, die lang geschwiegen haben. Und er sagt:

«Ich weiss nicht, ob meine Geschichte interessant ist. Ich weiss nicht einmal, ob du sie hören möchtest. Aber ich kann nicht länger still sein.

Ich muss einfach reden. Dabei ist mir gar nichts Besonderes zugestossen. Ich bin einfach krank geworden. Man sagt das so leicht: ich bin krank geworden. Und doch steckt dahinter so vieles. Verzicht, Verzweiflung und dunkle Trauer.

Ich hätte nie geglaubt, dass ich krank werden könnte. Ich hatte eine gute Stelle, Freunde, Bekannte, die mich mochten — und eine Freundin. So hielt ich alles für fest und gesichert. Und auf einmal war nichts mehr da. Das ist schlimm: unerwartet bricht alles zusammen, wird man aus seiner vermeintlichen Sicherheit gestossen. Und man ist allein. Verstehst du das? Man ist in einem furchtbaren Sinn allein, alle Fäden, die man geknüpft hatte, reissen, und gerade wenn man die andern Menschen so dringend brauchen würde, wird man in die Einsamkeit gedrängt und findet den Weg zu ihnen nicht mehr. Ihre Worte sind nicht länger unsere Worte. Sie geben den Wortgefäßen einen andern Inhalt als wir. Und alles Verstehen ist zu Ende. Das empfindet man schwer und quälend. Und so wandelte sich auch mein Verhältnis zu den Mitmenschen. Sogar zu meiner Freundin. Du darfst mir glauben: Helene ist ein feiner Mensch. Nicht schön, oh nein, aber von jener guten und fraulichen Art, die uns viel mehr bindet als gutes Aussehen. Und wir beide waren Kameraden geworden, wir waren so stark verbunden, dass sich keines das Leben ohne das andere hätte vorstellen können. Wir wussten, wir gehörten zusammen. Und dieses Wissen gab uns Ruhe und Vertrauen.

Dann kam die Krankheit. Helene gab sich Mühe, sie wollte die Kluft, die zwischen uns entstand, überbrücken. Aber ich konnte ihr nicht helfen. In mir wuchs das Misstrauen. Wie kann, dachte ich, eine gesunde Frau einen kranken Mann lieben? Sie kann ihn bemitleiden — aber nicht lieben. Und Mitleid, nein, das wollte ich nicht. Gerade darin war ich empfindlich geworden. Ich hasste die mitleidigen Blicke, mit denen man mich nun ansah. Das war die Frage, die mich peinigte,

Tag und Nacht peinigte und mir keine Ruhe liess: blieb Helene nur aus Mitleid bei mir? Ich glaubte es, obwohl ich mich gegen diesen Verdacht zu wehren versuchte, und so kam in unser Verhältnis etwas Unfreies, Unechtes. Gewiss, ich litt darunter. Aber ändern konnte ich es nicht. Die Gewissheit, Helene möchte wieder frei sein, festigte sich in mir.

Und als ich wusste, wann ich fort müsse, da stand mein Entschluss fest: ich reiste ab, ohne Helene etwas zu sagen. Sie sollte sehen, dass ich sie frei gab. Ich hatte gut daran getan — sie hat nichts mehr von sich hören lassen. Und so bin ich allein. Eine dumme und alltägliche Geschichte, nicht wahr?»

Er lacht gequält.

Ich schweige. Ich weiss, ich sollte etwas sagen, das ihn aufrichtet. Aber was? Nach langem Nachdenken sage ich endlich: «Man darf nicht zweifeln. Oft scheint alles dunkel — und auf einmal geschieht etwas, das uns wieder hoffen lässt.»

Plötzlich breche ich ab. Worte, Worte, denke ich. Aber wie kann ich, der selber am Boden liegt, einem andern die Hand reichen, damit er sich erhebe? Der letzte Stern ist erloschen und es schneit. Es schneit. Ich liege da, schweige und ertrinke in einer seltsamen und schweren Trauer.

Aber ganz unerwartet hallen in dieses Schweigen mächtig und schwingend die Klänge einer fernen Kirchenglocke, die das alte Jahr ausläutet. Die Luft ist erfüllt von diesem schweren Dröhnen.

Jetzt sollte man bei Freunden sein. Bei Menschen, die man gern hat.

Und während die Glocke noch läutet, geht die Türe zu unserer Liegehalle auf. Es wird hell. Der Arzt ist eingetreten. Er sieht meinen Nachbarn an. «Besuch, Herr Müller», sagt er, «wir haben es ausnahmsweise erlaubt. Aber es darf nicht lange dauern.» Er dreht sich um und geht. Hinter ihm hat eine Frau gestanden. Nun kommt sie zögernd näher.

«Guten Abend, Karl.»

Er schweigt. Er schaut sie an und schweigt. «Warum bist du abgereist, ohne mir etwas zu sagen?» fährt sie mit leisem Vorwurf fort.

«Es war besser so.»

«Nein. Es war nicht besser. Das darfst du nicht sagen.» Man spürt Tränen in ihrer Stimme. Auch Müller scheint zu ahnen, was in ihr vorgeht. Rasch steht er auf und geht mit ihr vor die Türe.

Ich warte schweigend. Und während ich warte, geht etwas Sonderbares in mir vor: auf einmal ist

mir, auch für mich hänge sehr viel davon ab, wie es zwischen den beiden ausgehe.

Die Zeit schleppt sich langsam dahin. Noch immer läuten die Glocken, noch immer ist er nicht zurückgekommen. Wenn ich nur wüsste. Ich fiebere beinahe vor Aufregung. Und vor Angst.

Dann geht die Türe. Müller kommt zurück. Allein. Sein Gesicht ist verschlossen. Er wickelt sich in seine Decken und legt sich nieder — mich aber bedrückt von neuem die Trauer mit dunklen Schwingen.

Nun wendet er sich mir zu. Und jetzt sehe ich: sein Gesicht ist hell und froh. Und ich weiss, und das Glück steigt in mir warm empor: es ist alles gut. Wir sehen uns an, langsam verziehen sich unsere Mienen, und dann beginnen wir zu lachen, wir lachen frei und glücklich wie Kinder. Es ist ja alles gut geworden.

Ich strecke ihm die Hand hin. «Ein gutes neues Jahr», rufe ich, noch immer erfüllt von hellem Lachen. «Viel Glück», ruft er zurück, «du hast recht gehabt: es gibt unerwartete Wendungen. Man darf wirklich hoffen ...»

Hoffen, hoffen, singen die Glocken, die das neue Jahr einläuten, und die Stimmen aus dem nahen Haus klingen froh und glücklich.

DAS LICHT

Eins begehre ich zu wissen;
Andres bleibe mir verwischt:
Wird, wenn einst in Finsternissen
Alles Licht der Welt erlischt,

Einmal wieder tief aus Jahren
Eine neue Zeit erstehn,
Die im goldenen Offenbaren
Liesse Licht ins Auge gehn?

Schönres Licht und schönre Augen
Müssten sich ein Spiegel sein.
Unsre Flamme kann nichts taugen,
Unser Licht ist nur ein Schein.

Doch ein Widerschein, ein Schimmer
Auf dem schlafenden Gesicht
Jener Hoffnung, die noch immer
Wunder träumt vom reinen Licht ...

Hans Schuhmacher